

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 71.

Posen, den 16. September 1927.

Nr. 71.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstrasse 5.

Die rote Blume.

Roman von Gertrud von Brodorski.

14. Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Meistens aber trank er. Der kanadische Whisky war gut. Arne freute sich darüber, daß er Uduch mit gutem Gewissen ein Kompliment über die Qualität des Schnapjes machen konnte. Einmal fragte ihn Uduch, ob er ihm eine Flasche Whisky besorgen solle. Er bekäme ihn unter der Hand. Jawohl! — Er besäße Beziehungen zu Italienern, die ja die weitestgehenden Verbindungen hätten. Arne fand nicht den Mut, die Gefälligkeit des anderen zurückzuweisen. Es durchzuckte ihn der Gedanke, daß Uduch ein gefährlicher Bursche wäre und daß es vielleicht töricht sein würde, ihn sich durch eine einzige unbedachte Aeußerung zum Feinde zu machen. Diese Erwägung machte ihn für mehrere Wochen vorsichtig und nachdenklich.

„Ich gleite hinab!“ fühlte er. „Ich versinke irgendwie, wenn ich nicht die Kraft finde, mich aus diesem Sumpfe herauszuarbeiten.“

Er biß die Zähne zusammen und vermied es, die Flasche anzubrechen, die Uduch ihm eines Abends mit geheimnisvollem Augenzwinkern in die Manteltasche geschoben hatte.

Wenn er in den Morgenstunden durch die verschlafenen Straßen von Brooklyn fuhr, spürte er das Raufen des Frühlings, das in seinem Blute ein schmerzliches Echo wachrief. — Bisweilen übermannte ihn ein unbändiges Verlangen, diese staubigen Straßen zu verlassen und weit, weit ins Land hinauszuwandern, wo taufeuchte Bäume sich dem blanken Himmel entgegenbreiteten und der Geruch der schwarzen Erde aus den flachen Aekern stieg. — Aber dann hielt die Elektrische und Arne tauchte ins Gedränge von tausend summenden Arbeitsbienen; er zwängte sich zwischen Schultern und rücksichtslosen Ellbogen hindurch bis in die Subway und atmete auf, wenn es ihm gelungen war, einen Sitzplatz zu erwischen. Das Verlangen nach braunen Erdschollen und einsamer Unermesslichkeit verslog; Arne war nichts als ein müder Arbeiter, der inmitten von vielen Genossen nach Hause zurückkehrte und sich auf sein Bett und auf ein paar lange Stunden betäubenden Schlafes freute.

Arne wohnte noch immer bei Frau Radway am Crotana-Parke. — Es kam vor, daß er mit ihr Gespräche führte, die sich nicht nur auf das Wetter bezogen, und daß er wohl auch gelegentlich in den frühen Nachmittagsstunden mit ihr Spaziergänge durch den Park unternahm. Frau Radway war in den letzten Wochen noch schmäler und durchsichtiger geworden und der fiebrische Glanz ihrer Augen hatte für Arne etwas Unheimliches, obwohl er ihn in gewissen Momenten an Melisse erinnerte. Arne hatte das Gefühl, daß Frau Radway von einem geheimnisvollen Leiden verzehrt wurde; möglicherweise war es eine Krankheit oder ein Kummer; trug nicht letzten Endes jeder Mensch einen verborgenen Wurm mit sich herum, der die Wurzel seines Lebens abnagte? Bisweilen, wenn er im Gespräche mit Frau

Radway an diese Dinge rührte, fing er einen erschrockenen, unruhig glitzernden Blick ihrer brennenden Augen auf. —

Er gab sich nicht die Mühe, der Bedeutung dieses Blickes nachzugrübeln, ebensowenig wie er darüber nachdachte, warum Frau Radway sich schminkte und dadurch den heftischen Eindruck ihres Aeußern unbewußt verstärkte; er empfand unbestimmtes Mitleid mit ihr, weil sie ihm hilflos und verlassen vorkam, und weil er in ihrem Schicksal auf irgendeine Weise eine Parallele seines eigenen Schicksals zu erblicken glaubte.

Auch im Crotana-Parke spürte man den Frühling, und die zahlreichen Bänke waren voll besetzt mit alternenden Menschen, die sich in der Sonne wärmten. Arne dachte an den alten Mann, der einsam auf der verschneiten Bank gesessen hatte. Er war innerlich darauf vorbereitet, ihm eines Tages wieder zu begegnen und trug den Dollar, den er ihm schenken wollte, abgesondert von seiner übrigen Barschaft in der Tasche.

Aber der alte Mann mit den erloschenen Augen blieb unsichtbar. Vielleicht war er inzwischen verhungert. Vielleicht aber auch hatte sich einer der zahlreichen wohlthätigen Klubs, die Mrs. Atherton Gelegenheit zur Entfaltung ihrer gesellschaftlichen und sozialen Talente gaben, seiner angenommen, und ihn in irgendeinem freundlichen Heim mit weißen Vorhängen und Blumen vor dem Fenster untergebracht.

Arnes Gedanken flatterten von Mrs. Atherton zu Melisse. Er hatte vor einigen Tagen ein Bild von Mrs. Atherton in der Zeitung gesehen. Ein stilles, verschlossenes, ein wenig herbes Gesicht mit einem feinen Leidenszug um den schmalen Mund.

In demselben Blatte war von Melisse die Rede gewesen. Sie war in Chicago mit großem Erfolge aufgetreten, und hatte ihre Reise durch den Mittelwesten weiter ausgedehnt, als es ursprünglich in ihrer Absicht gelegen hatte. Es wurden einige Städte genannt, in denen sie auftreten wollte. Später hieß es, würde sie nach San Franzisko gehen, wo sie für mehrere Konzerte verpflichtet worden sei.

Arne hatte die Notiz verschlungen, dann das Blatt zusammengeknüllt und mit einer wilden Bewegung zur Seite geschleudert. Später nahm er es wieder auf, glättete es sorgfältig und verwahrte es im obersten Fache seines Koffers, wo er die Bilder und Erinnerungen an seine Heimat aufzubewahren pflegte.

An diesem Tage fühlte er das brennende Bedürfnis, einen Menschen aufzusuchen, zu dem er von Melisse sprechen konnte.

Er fuhr zu Klaus Sörensen und war bitter enttäuscht, als er auf mehrmaliges Klingeln neben der Visitenkarte von Madame Hélène keinerlei Antwort erhielt.

Schließlich ging er ins Three Ballons Inn, um ein bescheidenes Mittagmahl einzunehmen.

Als er das Gastzimmer betrat, begrüßte ihn das rothaarige Mädchen mit dem vertrauten Lächeln einer alten Bekanntschaft. Dieses Lächeln tat Arne wohl. Sein Einsamkeitsgefühl schwand. Es lag etwas Anheimelndes und Heimatliches um dieses große schlanke

Mädchen mit der schweren rotblonden Haarkrone, dessen Art sich zu bewegen, ihn an die Mädchen der friesischen Küste erinnerte. Außer Arne war noch ein kleiner, alter Herr anwesend, der den Eindruck eines verkümmerten Schreibers machte und mit hastigen Bewegungen die Gabel in das Kuchenstück des Nachtmahls stieß. Das rothaarige Mädchen behandelte ihn wie einen alten Kunden.

„Es ist ein Irländer,“ sagte sie, als der Kleine mit jährigen und nervösen Bewegungen in seinen Mantel geschlüpft und durch die Tür verschwunden war. „Denken Sie, er hat meinen Vater gekannt —“ Sie erzählte, daß ihr Vater eine Anstellung bei der Polizei gehabt hätte und vor sieben Jahren gelegentlich eines Bandenkampfes in der Bowern erschossen worden wäre. Arne hörte ihr zu und löffelte dabei fast schweigend seine Suppe. Es interessierte ihn, daß der Vater des rothaarigen Mädchens auch Irländer gewesen war.

„Er liebte seine Heimat sehr,“ erzählte das Mädchen. „Aber er hat sie niemals wiedergesehen, seitdem er nach Newyork gekommen war, wie sollte er auch? Die Reise nach Europa ist ja so teuer.“

Sie räumte Arnes geleerten Suppenteller fort und brachte das Fleischgericht.

„Ich habe auch noch Verwandte in Belfast,“ berichtete sie weiter. „Aber sie kümmern sich nicht viel um mich. Früher hatte ich öfter Pakete nach Europa geschickt: ich hatte eine Anstellung in einem Restaurant in der Nähe der Wall Street! Das war ein Betrieb! Ich verdiente an Tips bis zu zehn Dollar am Tage. — Aber es hieß flink sein, und eines Tages war ich überarbeitet und mußte ins Hospital. Später war es dann schon mitten im Winter, und es hielt schwer, eine Stellung zu bekommen. — Nun, man muß zufrieden sein mit dem, was man hat.“ Ein etwas resigniertes Lächeln huschte um ihren starklippigen, sehr roten Mund. Dieser Mund war nicht geschminkt; überhaupt atmete das ganze Wesen des Mädchens eine Frische und Natürlichkeit, die Arne an die salzigen Wellen des Meeres denken machte.

Das Mädchen erkundigte sich, ob Arne eine Stellung inzwischen gefunden hätte. Sie hatte es ihm damals — am ersten Tage seines Aufenthaltes in Newyork — sofort angesehen, daß er ein Einwanderer wäre, der eine Stellung suchte. Nun freute sie sich, daß er wenigstens fürs erste unter Dach und Fach wäre. Arne lächelte bitter.

„Es ist noch nicht viel, nur unter Dach und Fach zu sein,“ meinte er.

Sie schüttelte beinahe heftig den Kopf. „Sie dürfen nicht undankbar sein. Es ist sehr viel. Was wollen Sie noch mehr?“ Arne schwieg mit dem Ausdruck eines Menschen, der es besser weiß.

„Kommen Sie öfters in diese Gegend?“ fragte das Mädchen, das den stummen Widerspruch in ihm zu fühlen schien und abzulenken versuchte. Arne erzählte, daß sein Vetter in dem Hause gegenüber wohnte.

„Ist Ihr Vetter der deutsche Herr, der bei Madame Helene wohnt?“ erkundigte sie sich lebhaft. Arne bejahte. Kannte sie Madame Helene? Selbstverständlich kannte sie sie. Die ganze Gegend kannte Madame Helene. Eine Zeitlang hatte Madame sogar im Three Balloons Inn zu Abend gegessen; damals ging das Geschäft sehr schlecht, und in dieser Gegend erhielt man sonst nirgends ein vollständiges Diner für 25 Cent. Madame hatte damals erzählt, daß auch der deutsche Herr, der bei ihr wohnte, seine Stellung verloren hätte, und daß es sehr schwer für ihn sei, etwas Neues zu finden. Arne blickte auf und schüttelte den Kopf.

„Mein Vetter ist heute noch bei der Yellow Star Line,“ sagte er. Das Mädchen lächelte. „Vielleicht ist es ihm geglückt, wieder anzukommen,“ meinte sie. „Die Französin nimmt jetzt ihre Mahlzeiten immer am Times Square. Ich sehe sie selten; denn sie hat ihr Geschäft aufgegeben und ist fast den ganzen Tag außer dem Hause.“

„Sie handelt mit Blusen!“ berichtete Arne. Das Mädchen zog die Augenbrauen in die Höhe, lächelte sonderbar und blickte Arne prüfend an.

Einige neue Gäste betraten das Lokal, und Arne vertiefte sich schweigend in den Genuß von Kaffee und Kuchen, die den Schluß der Mahlzeit bildeten. Das Mädchen trat an den Tisch der neuen Ankömmlinge und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

Arne beendete seine Mahlzeit, zahlte und verließ das Lokal.

„Man hätte sich mit ihr für einen Spaziergang oder einen Kinobesuch verabreden sollen,“ dachte er auf der Straße, während gleichzeitig Melisses Bild wieder in schmerzhafter Deutlichkeit lebendig wurde.

Er fühlte, daß fast alles, was er tat, von einer gewissen gereizten Erbitterung gegen Melisse diktiert wurde. Er rasselte mit den Ketten seiner Armut und Abhängigkeit; die Unmöglichkeit, Melisse zu besitzen, zerrieb ihn: er kam sich beleidigt, lächerlich gemacht und durch Melisses Laune zum Spielzeug herabgewürdigt vor. — Wenn er des Nachts seine einsamen Spaziergänge durch die Fabrikhöfe unternahm, malte er sich aus, daß es ihm gelänge, dieses Land des Kapitals und des fatten, abweisenden Lächelns, durch einen Handstreich zu erobern. Es gab ja derartige Möglichkeiten: Man konnte eine Erfindung machen oder dem Präsidenten das Leben retten. — Arne lächelte, fuhr zusammen und ging langsam weiter, den tastenden Lichtkegel wie einen ausgestreckten, sich verbreiternden Finger vor sich her schiebend.

Er dachte an die Träume seiner Knabenzeit; hatte er nicht auch auf der Schulbank derartige phantastische Pläne in seinem Hirn gewälzt, die niemals in Erfüllung gehen konnten, und deren einziger Zweck im Grunde darin bestand, einem über gewisse unerträgliche Perioden dieses Lebens hinwegzuhelfen? — Man betäubte sich — das war das Geheimnis. Man betäubte sich, um das Leben zu ertragen. Auch der Whisky war schließlich gut dazu. Arne hatte bereits die dritte Flasche unter der Hand bei Uduch bestellt. Uduch lächelte jedesmal und sagte, daß in Amerika ungeheuer viel Geld an Whisky verdient würde. Die Prohibition sei, bei Lichte betrachtet, kein Fluch, sondern ein Segen gewesen. „Was nützt mir das Geld, was andere verdienen,“ sagte Arne.

Uduch grinste, daß seine schmalen listigen Neuglein wie schwarz funkelnde Striche ausfähen, und schien im Begriffe, Arne ein Geheimnis anzuvertrauen. Aber in diesem Augenblick ertönte der wohlbekannteste schrille Pfiff, der die Ankunft von Mister Stillsons Auto vor dem geschlossenen Fabriktor ankündigte, und Uduch stürzte hinaus, um das Tor zu öffnen.

Arne machte keinerlei Anstrengung, das begonnene Gespräch nach Uduchs Rückkehr wieder fortzusetzen. Die Geheimnisse des Kroaten waren ihm im Grunde gleichgültig. Alles war schließlich gleichgültig, soweit es nicht Melisse de Boor anging.

Arne las fast keine Zeitungen mehr, weil er sich davor fürchtete, Melisses Namen zu begegnen. Wenn er aber einmal die inneren Hemmungen überwand und die Nummer der „Times“ zur Hand nahm, die Frau Radway ihm täglich in sein Zimmer legte, so war er bitter enttäuscht, keine Notiz über Melisse zu finden. —

Eines Tages — es war ein warmer, regnerischer Frühlingsnachmittag — fuhr er nach der achtzigsten Straße hinaus, um Melisses Haus wiederzusehen. Er stand neben dem roten, vor Nässe blinkenden Portale und beobachtete den Portier, der schweigend seine Briefschaften sortierte. Nach einer Weile kam der Lift von oben und ließ zwei Damen aussteigen, die in kostbaren Pelzmänteln steckten. Bubenköpfe trugen und nicht das geringste mit Melisse gemeinam hatten. Arne ging hinter den Damen her bis zum Broadway, dessen schimmernde Läden ihn in dieser Gegend vertraut annuteten. Er erinnerte sich eines Abends im Schneetreiben, in

dem er Doktor Merz nachgegangen und in dessen Auto gestiegen war und empfand plötzlich ein rätselhaftes, ihm selbst völlig unerklärliches Bedürfnis, den Doktor aufzuzuchen. Zu Hause suchte er das schmale Kärtchen mit der Adresse von Doktor Merz aus seinem Koffer hervor. Ein feiner, verblaster Duft entstieg ihm und weckte mit einem Schlage alle Erinnerungen an Melisse.

Arne beschloß, Doktor Merz einen Besuch abzustatten. Und wenn es auch lediglich aus dem Grunde geschah, einem Menschen gegenüber, der Melisse kannte, ihren Namen erwähnen zu können.

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — fuhr er in die Bowerij. Das Hotel, das auf der Karte angegeben war, lag nicht weit vom Eingange in das Chinesenviertel entfernt. Ein sanfter Regen fiel; der Asphalt spiegelte, und die Häuser ringsum sahen traurig und schmutzig aus. Arne trat im Vorraum des Hotels einem mißtrauisch blickenden Manne in einer Art von fleckiger Livree entgegen und fragte nach Doktor Merz. Der Mann nickte, nannte die Nummer eines Zimmers und winkte einem Boy, damit er Arne führen sollte. Dann setzte er seine Unterhaltung mit zwei verdächtig aussehenden Individuen von italienischem Typ fort, die durch Arnes Eintritt unterbrochen worden war.

Arne stieg hinter seinem kleinen farbigen Führer die mit roten Läufern belegte halbdunkle Treppe hinauf. Die Läufer waren billig und verschliffen, und die elektrischen Birnen, die die Treppenabsätze erhellten, trugen Hüllen aus verblühtem roten Seidenpapier. Ein Geruch nach Spirituosen durchzog das ganze Haus, und in einem der Zimmer zu ebener Erde dudelte ein freischwebendes Grammophon, das alle übrigen Geräusche neben sich begrub.

(Fortsetzung folgt.)

Um die Schachweltmeisterschaft.

Von Richard Reti.

Der Titel „Weltenschachmeister“ wurde von Steinitz geschaffen. Aber Wettkämpfe, denen dem Wesen nach die gleiche Bedeutung zukam, die darüber entschieden, wer als der stärkste Spieler der Welt zu betrachten sei, gab es schon früher, z. B. zwischen Labourdonnais und Mac Donnell (London 1834), Morphy-Anderssen (Paris 1858), Steinitz-Anderssen (London 1866). Die großen Wettkämpfe, welche ganz offiziell um den Weltmeistertitel gingen, waren dann Steinitz-Zudertort (Newyork 1886), Lasker-Steinitz (Newyork 1894), Lasker-Tarrasch (München 1908), Capablanca-Lasker (Havana 1920).

Alle diese Wettkämpfe haben merkwürdigerweise etwas Gemeinsames, wenn man sie im Lichte ihrer Zeit, im Lichte der Presseäußerungen betrachtet. Nämlich, das Resultat war immer umgekehrt, als der größere Teil des Publikums es erwartete. Und immer schrieb man dem Verlierenden die größere Genialität zu, die größere Tiefe, welche von der nüchternen Trockenheit, zum Teil durch ungünstige äußere Umstände besiegt worden sei. Es ist klar, daß für diese immer wiederkehrenden und — wie der objektive, historische Standpunkt zeigt — in der Regel falschen zeitgenössischen Urteile, bestimmte Gründe vorhanden sein müssen. Diese sind leicht zu erkennen. Man denke etwa an Anderssen und Steinitz. Heute weiß jeder Schachspieler, daß Anderssen wohl glänzender und leicht verständlicher spielte, daß aber Steinitz, der Begründer des modernen Positionspiels, Neues brachte, was vom damaligen Publikum noch nicht verstanden wurde. Ähnlich war es, als Steinitz gegen Lasker verlor. Steinitz war nun anerkannt, man sah, daß er Partien gegen Lasker tief anlegte, oft überlegen stand und plötzlich zusammenbrach. Nun sprach man wieder vom Glück Laskers, denn man konnte damals das Neue, das Lasker ins Schach hineinbrachte, noch nicht verstehen, nämlich das psychologische Moment, welches darin besteht, die schwachen Seiten im Stille und in den Prinzipien seiner Gegner zum Gegenstand eines besonderen Studiums zu machen, um sie in der Partie aufdecken zu können.

Nun wird in Buenos-Aires wieder einmal ein Wettkampf um die Weltmeisterschaft stattfinden. Capablanca, der Vessieger Laskers, soll seinen Titel gegen Alekhine verteidigen. Es ist nun nach dem Vorhergehenden interessant, festzustellen, wie heute die Meinung des Publikums über das voraussichtliche Ergebnis ist. Da kann man leicht konstatieren, daß man Alekhine zwar für den glänzenderen, kombinationsreicheren Spieler hält, aber trotzdem den Sieg Capablancas allgemein mit Sicherheit erwartet. Diese Meinung beruht wohl auf der trockenen Tatsache, daß Capablanca und Alekhine bisher viermal auf Turnieren zusammengetroffen waren und Capablanca jedesmal eine Rangstufe vor seinem Rivalen endete. Auch hat Capablanca bisher gegen Alekhine noch keine einzige Partie verloren, allerdings auch nur sehr wenige Siege errungen. Wenn man die Partien vor dem Kriege, da Alekhine noch nicht seine volle Spielfähigkeit erlangt hatte, nicht mitzählt, so

ist das Ergebnis 1 : 0 bei 6 Remis zu Gunsten des Weltmeisters. Dies sind die Tatsachen und Zahlen, auf Grund deren man zwar einen schweren Kampf, aber doch einen sicheren Sieg Capablancas erwartet.

Doch bisweilen lügen auch die Zahlen und man muß sich vor Augen halten, daß ein Turnier und ein Wettkampf verschiedene Dinge sind. Dafür gibt es zwei Gründe. Zunächst hängt das Turnierergebnis zum größten Teil von der Fähigkeit ab, gegen die schwächeren Konkurrenten ein möglichst günstiges Resultat zu erzielen, eine Fähigkeit, die mit der Spielfähigkeit nicht immer gleichen Schritt hält. Dann ist man im Turnier durch seinen Stand manchmal gezwungen, Remis zu vermeiden, in riskanter Weise auf Gewinn zu spielen, auch gegen sein eigenes besseres Stellungenurteil, während im Wettkampfe Remis nicht mitzählt. Der Kenner weiß, daß die einzige Verlustpartie, die Alekhine nach dem Kriege gegen Capablanca hatte, auf solche Ursache zurückzuführen ist. Wenn somit die Turnierergebnisse und die Zahlen die wir zur Verfügung haben, nicht geeignet sind, die beiderseitigen Aussichten abzuschätzen, so müssen wir tiefer schürfen und die Spielweise der beiden Meister untersuchen.

Ueber die Spielweise des Weltmeisters ist schon viel geschrieben worden. Die Grundlage seiner Stärke ist seine bisher unerreichte Technik, die es ihm gestattet, kleinste Vorteile spielend in Gewinn umzusetzen, so daß der Zuhauer meist gar nicht merkt, wieviel Schwierigkeiten, wieviel Arbeit darin steckt. Daraus erklärt sich wohl auch Capablancas Vorliebe, einfache, übersichtliche Stellungen herbeizuführen. Diese Vorliebe, die sich z. B. auch in häufigem Damentausch kundgibt, wird von manchen Kritikern zu Unrecht als Schwäche ausgelegt. In Wahrheit ist es vielmehr ein Beweis seines Selbstvertrauens und ein Versuch, den Zufall, der ein Bundesgenosse des schwächeren Spielers sein könnte, nach Möglichkeit auszuschalten.

Am verhältnismäßig schwächsten spielt Capablanca jene Stellung, welche von dem verstorbenen ungarischen Schachmeister Breuer als die komplizierteste der Schachpartie bezeichnet wurde, die Anfangsstellung, die Eröffnung. Diese mit ihren unübersichtlichen Möglichkeiten liegt dem auf Klarheit gerichteten Stille des Weltmeisters offenbar am wenigsten. Auf eröffnungstheoretischem Gebiet ist er jedenfalls kein Bahnbrecher, und man wird in Lehrbüchern vergebens nach von Capablanca herührenden Varianten suchen. Aber er weiß sich zu helfen, indem er nach Möglichkeit nur bekannte, sichere Wege geht, und, falls seine Gegner mit Neuerungen aufwarten, keine Widerlegung verübt, sondern, selbst wenn es offensichtlich nicht das Beste ist, nach Vereinfachung strebt und zufrieden ist, wenn er nur eine spielbare Partie erhält.

Wie man sieht, ist Capablancas Spiel weit davon entfernt, das ideale, vollkommene Schach zu sein oder auch nur sein zu wollen. Dagegen ist es die bisher noch nicht übertriffene Methode, die bestmöglichen Resultate zu erzielen.

Im Gegensatz zu Capablanca strebt Alekhine vor allem nach Kompliziertheit. Man verwechsle das nicht mit jenem leichten Angriffstil, welchen wenig erfahrene Schachfreunde in modernen Meisterspartien meist vergeblich suchen. Derartige Angriffspartien à la Anderssen sind nämlich trotz ihrer verwickelten Kombinationen in ihrer positionellen Idee viel einfacher zu verstehen als manche Partie, in der anscheinend gar nichts geschieht. Die komplizierten Alekhines sind positioneller Natur. Während Capablanca gerne klare Stellungen herbeiführt, d. h. Stellungen, in welchen sich der Kampf um eine einzige Angelegenheit dreht, z. B. um einen einzigen schwachen Punkt des Gegners, strebt Alekhine Stellungen an, in denen sich Vorteile und Nachteile die Waage halten. In solchen Fällen das Für und Wider abzuschätzen und aus vielen Komponenten den richtigen Weg zu finden, das ist seine Stärke, worin er vielleicht allen anderen Schachmeistern überlegen ist. So kommt es auch, daß er im Gegensatz zu Capablanca den Eröffnungsteil der Partie und besonders die so, unübersichtlichen modernen Eröffnungen unübertrefflich gut spielt. Andererseits bekennt man, daß es viel schwieriger ist, das Ideal des Alekhineschen Spiels zu verwirklichen. So kommt es, daß er, übermüdet, manchmal große Fehler macht und bisweilen gegen viel schwächere Gegner verliert, daß andererseits aber seine besten Partien dem Schachkenner mehr Freude bereiten und inhaltsreicher sind als die besten Partien Capablancas.

So ist der kommende Wettkampf besonders interessant, weil, wie in den großen Weltmeisterschaftskämpfen früherer Tage wieder zwei Stile sich bekämpfen. Der Stil Alekhines scheint uns der Stil der Zukunft zu sein, welcher den Capablancas einmal schlagen wird, so wie auch das Flugzeug schließlich die Eisenbahn schlagen wird. Freilich — ob schon heute oder erst in Jahrzehnten — man muß das Ergebnis abwarten und wird in jedem Falle an dem Kampf teilhaben können.

Herbstgedichte.

Es geht nicht mehr. Wir kommen nicht mehr durch. Mit jeder Post schweben unserer schwergeprüften Redaktion zahlreiche Herbstlieder auf den Tisch. Die Deutschen haben wieder einmal das Dichten gekriegt, eine Art Seelen-Grippe, die sich herzer eißend äußert. Es war ja in jedem Jahre aug, aber so schlimm wie in diesen Oktobertagen war es noch nie. Leute, die sonst brav einem bürgerlichen Beruf nachgehen, oder vielmehr auch erwerbslos sind, zweifellos liebe, nette Leute, fangen plötzlich das wehe Lied vom Abschiednehmen, vom Blätterfall, letzter Rose, vom Regen, der an die Scheiben schlägt, und bringen alle diese Naturerscheinungen in Beziehung auf das menschliche Leben, insbesondere auf verlorenes

Glück. Wir kennen diese Stimmungen bereits zur Genüge und haben oft schon Nihilisches empfunden. Aber zum Teufel auch, ist es denn notwendig, die Erwägungen verdunkeltesten Gemütes all- sogleich in Versen zu verströmen und sie der Zeitung zu schleunig- gem Abdruck einzufenden? Wir sind anderer Meinung.

Eine Weile ging es noch. Wir lasen alles gewissenhaft durch, was uns über diesen traurigen Herbst anvertraut wurde, und fanden die Gedichte mit besten Wünschen für der Verfasser ferneren Lebensweg zurück. Jetzt aber wird uns die Sache zu dümm. Zugegeben, daß der heurige Herbst extra effig daberfommt und durchaus geeignet ist, melancholische Gefühle zu erzeugen, die das nahe Monatsende noch verschärft, so meinen wir doch, Mörike, Meißner, Lenau, Heibel hätten genügend treffliche Herbstgedichte verfertigt, so daß der Bedarf des deutschen Volkes an Schwermut für lange Zeit gedeckt ist.

Eigentlich hat sich ja in der Uebung der Natur, das große Sterben aufzuziehen, nichts wesentliches geändert; es sei denn in der Großstadt. Hier allerdings haben wir jetzt die von den ge- nannten Unsterblichen noch nicht erahnten Autos, die für die Zu- sitzenden behaglich und teuer sind, und die Umherwandelnden mit Dreck besprizen, wofür sie den Spaziergänger nicht einfach über- fahren. Auch die Motorräder und Fahrräder mit Ventern in Leder- anzügen sind dazugekommen und verschwinden im Nebel. Und das elektrische Licht kam auf und schiebt heftig in die graue Finsternis. Ferner holt man sich heute leichter nasse Füße und Erkältungen, weil die Stiefelsohlen hauchdünn und die Strümpfe von Seide sind. Aber sonst? Die Kastanienbäume, die in der Stadt stehen, wirbeln nach wie vor ihre Blätter auf die Bürgersteige, was von den Be- hörden unliebsam empfunden wird, des Mondes unvollkommene Scheibe steigt nach wie vor mit trüber Glut herauf, falls der Himmel nicht gerade klein ist und unendliches Raß herunter- schüttet. Es ist also im Grunde genommen der Herbst nicht so viel anders geworden, daß die massenhafte Herstellung von Gedichten, die sich mit dieser frühjähigen Jahreszeit befassen, gerechtfertigt er- scheint. Für den bevorstehenden Allerheiligentag aber hat Gilm mit seinen duftenden Nefeden für alle Zeiten vorgesorgt, desgleichen Eduard Lassen mit der Melodie dazu.

Man komme uns nicht mit dem Geschwätz, der moderne Mensch fühle den Herbst gesünder und abgründiger als die Väter es taten und die modernen literarischen Richtungen gäben dem Ausdruck, Wohl: die Poeten des laufenden Herbstes reimen unebangener (oder gar nicht), sie quetschen den Himmel direkt aufs Dach, sie lassen die Wälder brennen, vergleichen den Nebel mit Erbsen- suppe, sie behaupten, die Natur schmitze sich mit dem Lippenstift, nennen sie eine abgetackelte Schöne, sie fühlen sich isoliert im Wel- tenraume, sprechen von der Inflation ihrer Sorgen, sie möchten, schlecht erzogen wie sie sind, der „Welt in die Presse hauen“, und was dergleichen Neheiten mehr sein mögen. Alles das imponiert uns nicht, im Gegenteil, wir behaupten: die Alten konnten es besser. Den meisten die so dichten, ist wahrheitsgemäß der Lebensartende, Trauer erslickende Alkohol nicht greifbar und so versuchen sie es, ihre neuartig geformten Gefühle gegen mäßige Entschädigung der nächsten Redaktion aufzuhängen, um auf diese Weise zu Geld zu kommen.

Wir fallen nicht darauf herein. Auch dann nicht, wenn die Dichter in unsere Spredurde kommen mit dem Vorbehalt, uns ihre Gedichte vorzulesen. Wir erklären den deutschen Kritikern feier- lich, den Schuljungen und höheren Lehrern, den Mäherinnen und den Erwerbslosen, den Pensionierten und den Bankangestellten, daß wir von nun an Herbstgedichte weder lesen, noch drucken, noch bevorzugen, noch zurücksenden werden. Unsere Sekretärinnen sind es satt, täglich dreifigmal denselben Preis zu schreiben, und wir selbst, verantwortlich für den Fortbestand unserer Kultur und ver- pflichtet, das Vaterland wieder auf die Beine zu bringen, halten es für Kraftbergendung, täglich Trauerberge überreimten Papiers abzutragen und Gedichte mit geheimnisvollen Andeutungen in unsere Träume hinüberzunebeln. Angesichts der uns zugemuteten Hohlklangigkeiten und des Seelengewinns können wir nicht ge- deihen. Unser erster Experte für poetische Angelegenheiten ist schon stark vom Kleiste gefallen und hegt schwarze Vorurteile. Wir bitten um Schonung seiner und unserer Nerven. Deshalb diese Klucht in die Öffentlichkeit.

Sie bezweckt außerdem, alle die am Herbst krank, zu einer optimistischen Lebensanschauung aufzurufen. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Tage vom 21. Dezember ab wieder wärmende Strahlen versendet. Dann kommen bald die Veilchen, dann die Spargel, dann das Flußbad. Nur Geduld Ihr herblich Belauten, Ihr verregneten Herzen! Es gibt noch tröstliches auf der Welt: Weihnachten ist nicht fern, wo es Rosenkuchen gibt, Neujahr kommt mit Gehaltszulagen (!), den lieben Hausbesitzern winkt 30prozentige Mieterhöhung, im Reichstag werden die Kom- munisten für Kurzwahl sorgen, die Berliner essen Nachmittags frische Münchener Weißwürste, die ihnen per Flugzeug übermittelt werden, im Juli fahren Sonderzüge für halben Fahrpreis ins Gebirge, Steinaker arbeitet eine Verarmungsmethode aus, die Kin- dämter werden uns bitten, die Steuerstunden zu dürfen usw. Mit etwas gutem Willen werden wir auch diesen schauerhaften Herbst noch hinter uns bringen. Mit freundlicherer Einstellung auf das Weltganze geht es schon. Man zerreiße den Schleier der Weh- mut, den der Oktober über die Geister gezogen hat. Wir heißen Euch hoffen! Keinesfalls jedoch auf den Abdruck von Herbstgedichten. Wer noch welche hat, schade sie nicht! Wer noch welche dichten will, der gehe lieber ins Kino oder Kasse! Es ist bestimmlicher für ihn und für uns.

die Redaktion. J. A. — ek.

Im Park.

Von Joachim Ringelnag.

Ein ganz kleines Reh stand am ganz kleinen Baum
Still und verklärt wie im Traum.
Das war des Nachts elf Uhr zwei.
Und dann kam ich um vier
Niogens wider vorbei,
Und da träumte noch immer das Tier.
Nun schlich ich mich leise — ich atmete kaum —
Gegen den Wind an den Baum.
Und gab dem Reh einen ganz kleinen Stips.
Und da war es aus Gips.

(Vorabdruck aus dem in acht Tagen erscheinenden neuen Gebicht-
bande von Joachim Ringelnag „Reisebrief eines Kritikers“. Mit be-
sonderer Genehmigung des Verlages Ernst Rowohlt, Berlin.)

Aus aller Welt.

„Die größte Schmetterlingsammlung der Welt.“ Sie befin-
det sich in Privatbesitz und gehört einem reichen Engländer J. Joi-
cey in Witley. Jahrzehnte sammelt schon Joicey seltene Pracht-
stücke und erhöht von Jahr zu Jahr seine Sammlung um etwa
10—16 000 Exemplare.

Es sind nicht etwa die heimatischen Schmetterlinge, die sich in
seiner Sammlung befinden, sondern fast sämtliche existierende
Schmetterlingsexemplare der Welt befinden sich in seiner über
100 000 Stück umfassenden Sammlung.

Nach seiner eigenen Berechnung beträgt der Gesamtwert
seiner Schmetterlingsammlung 1 600 000 Mark. Darunter be-
finden sich Exemplare, die allein 2000 Mark kosteten.

Der Sammler schickt alljährlich Expeditionen in das Ausland
und unbekanntes Land unter Führung namhafter Zoologen, und
läßt die seltensten Schmetterlinge fangen und in seine Sammlung
bringen.

Die Schmetterlingsammlung befindet sich in dem geräumigen
Landgut des Sammlers. In einem großen Saal werden die
Schmetterlinge untersucht und konserviert, genau sortiert, in
kleine Kästchen aufgesteckt, und dann in den 88 Räumen aufgestellt.

Ununterbrochen werden der Sammlung immer neue, unbe-
kannte Exemplare aus allen Ländern zugeführt. Schmetterlinge,
die durch den starken Luftstrom ins Meer und auf Schneeberge
getrieben werden, kommen in die Sammlung. Geschlechtslose
Schmetterlinge, nordindische, mit einem Paar weiblicher und männ-
licher Flügel, andere mit fünf Flügeln, drei Fühlern usw., finden
Aufnahme in der Sammlung des Engländers. Exemplare befin-
den sich in der Sammlung, die bisher noch niemals gefangen
wurden.

Der eifrige Sammler gedenkt noch in einigen Jahren seine
jetzt schon reichhaltige Sammlung um einige Tausend neuer Exem-
plare zu vermehren.

Bayerisches Bier ohne Alkohol. Es ist eine bekannte Tatsache,
daß in den trockengelegten Ländern der Schrei nach Alkohol noch
lange nicht verstummt ist. Besonders aus Nordamerika dringt
immer wieder der Ruf durstiger Behlen nach Bier. Bayerisches
Bier natürlich.

Aber siehe da — ein edler Menschenfreund erstand ihnen, im
Bayerland und er kündigt den Durstigen in Dollartia, dem vom
Alkoholenkel verlassenen Lande der strengsten Trockenlegung, Er-
lösung.

Georg Gohthum ist der Name des Mannes und er wohnt in
Langenneufach in Bayern. Er gibt an, ein edel bairisches Bier
erfunden zu haben, das jeder Kellner ungestraft servieren dürfte,
denn es sei alkoholfrei. Dabei schmecke es köstlich, sei der Labe-
trunk der Zukunft und von echtem Biere nicht zu unterscheiden.

Natürlich verübelt Georg Gohthum diese Nachricht in Amerika
in der Hoffnung, daß sich unter den immer Durstigen dort drüben
einer finde, der ihm seine kostbare Erfindung abkaufe. Inzwischen
aber zieht es der biedere Bayermann aus Langenneufach vor, in
seinem Vaterlande zu bleiben und den eigenen Durst vermutlich
mit echtem Münchener, alkoholischer Art zu löschen.

Fröhliche Ecke.

Vornehm.

Ein Stromer tritt in einen Zigarrenladen und bittet um ein
Streichholz, um sich seinen Zigarrenstummel anzuzünden. Die
Verkaufserin aber weist ihn ab mit den Worten: „Wir haben hier
keine Streichhölzer zu verkaufen.“

Der Stromer kauft darauf eine Schachtel, brennt sich seinen
Stummel an und schiebt die Schachtel wieder zurück, indem er
jagt: „Wenn nächstens wieder einmal ein Herr kommt und um
Feuer bittet, so geben Sie ihm ein Bündholz aus meiner
Schachtel.“

Modern.

„Uns hat der Storch diese Nacht eine kleine Schwester ge-
bracht. Wächst du dir sie einmal ansehen?“
„Ne, ich möchte lieber den Storch sehen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznan.